

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1932

91 (19.4.1932) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Unterhaltung * Wissen * Kunst

Charles Darwin

Die Persönlichkeit

Am 12. April jährt es sich zum fünfzigsten Male, der Todestag eines Mannes, dessen Lebenswerk ebenso große Anerkennung wie lebensschaffende Abwehrgen gefunden hat und dessen Tod die Welt mit der seine wissenschaftlichen Erkenntnisse bekämpft wurden, kaum abzuwachen vermocht hatte, Charles Darwin. Die Persönlichkeit Darwins — sein Werk haben wir bereits in der letzten Nummer der Museen eingehend gewürdigt. D. Red. — und sein untadliger Charakter wurden zwar nie in den Streit der Meinungen einbezogen, um so mehr aber verdrängt man, die Ergebnisse seiner Fortschrittlichkeit abzuwachen, wenn nicht nur sie als Irrlehre hinzustellen. Wenn man heute, 50 Jahre nach Darwins Tod, auf jene Zeit zurückblickt, und sich nochmals die Selbstschafflichkeit des Kampfes vorstellt, mit der insbesondere die Befehle der Orthodoxy gegen die Lehre Darwins vorgegangen sind, so kann man ein gewisses Mitleid empfinden, wenn nicht gar ironisches Lächeln, nicht unterdrückt, nicht deshalb, weil in der Zwieschneid der Fortschritt der Wissenschaft so viele weitere Stützen für die Ansichten Darwins beigebracht hat, daß vor der Fülle der Beweise auch der ursprüngliche Gegner sich als überzeugt erklären muß, sondern weil man gar nicht mehr verstehen kann, daß ernstlich der Gedanke aufkommen konnte, als ob durch die Forschungsarbeiten Darwins der Bestand an Religion ernstlich hätte bedroht sein können. Die wesentlichen Erkenntnisse der Fortschritt Darwins sind heute ein fester Bestandteil der Naturwissenschaft, über die ein Streit kaum mehr herrscht, und daneben bestehen in gleicher Größe und Unvergänglichkeit alle Religionen.

Charles Darwin wurde 1809 zu Shrewsbury im westlichen England als Kind eines wohlhabenden Landarztes geboren. Von früher Jugend an war er ein eifriger Beobachter aller Arten von Lebewesen und zeigte sich für alles wissenschaftliche sehr interessiert. Auf den Universitäten zu Edinburgh und Cambridge studierte er Medizin und Botanik, daneben auch auf Wunsch seines Vaters Theologie. Durch das Studium von Humboldts Werken von dem Wunsche ergriffen, die Tropen zu sehen, schloß er sich mit 22 Jahren einer Expedition an, die auf einem kleinen Schiffe an, die 5 Jahre dauerte. Von dieser brachte er so reiche Erfahrungen und eine solche Fülle gesammelter Tiere und Pflanzen mit, daß deren Bearbeitung ihn viele Jahre beschäftigte.

So begann sein arbeitsreiches Leben erst in einem kleinen Hause in London, dann nach seiner Verheiratung auf einem Landgut, auf dem er sehr zu tätigem, nur mit seinen Studien beschäftigt, lebte. Seine naturwissenschaftlichen Arbeiten veranlaßten ihn, sich mit der Ursprung der Arten zu beschäftigen. Die Anschauung, die zu seiner Zeit allgemein verbreitet war, war die, daß die verschiedenen Arten von Lebewesen von Anfang an her in den bestimmten Formen auf der Erde vorhanden waren. Zwar hatte schon nahezu ein Jahrhundert früher der schwedische Naturforscher Linné festgestellt, daß in der Botanik die Unveränderlichkeit der vorhandenen Arten nicht unbegrenzt sei und ebenso hatte man bei Vögeln verfeinerte Rasse von Tieren gefunden, deren Formen von denen heutiger Tiere abwichen. Schließlich hatten auch die Vergleiche dieser Ausgrabungen aus verschiedenen Steinformationen gezeigt, daß im Laufe der Zeit gewisse Formen ausstarben, andere neu auftraten, verschiedene Formen sich also einander abtöten. Vor allem hatte Goethe, dessen biologische Forschungen man hinter seiner kulturellen Bedeutung nicht zurückstellen darf, schon den Gedanken einer allmählichen Aenderung der Arten ausgesprochen. Darwin war aber der erste, der über Lamarck hinaus diesen Gedanken bis zur Aufhellung der These durchführte, daß alle heute lebenden Arten von früher wenig entwickelten abstammen.

Der Weg, den Darwin wählte, war der eines vorsichtigen, tiefstehenden und langsam vorgehenden Naturforschers. 5 Jahre sammelte er nur Tatsachen; erst dann erlaubte er sich eingehende Überlegungen, die ihn nach 2 weiteren Jahren zu den ersten bestimmten Schlüssen führten, die er für wahrscheinlich hielt und dann gleich weiteren eingehenden Prüfungen unterwarf. Erst nach wei-

teren 15 Jahren erfolgte dann 1859 die Veröffentlichung seines großen Werkes: On the origin of species (Ueber den Ursprung der Arten). Mit einer Unermüdlichkeit und einem Streben nach Wahrheit, wie es nur ganz großen Forschern eigen ist, bewies Darwin in jenem Werk an unzähligen Fällen, daß das Leben auf der Erde aus kleinen Anfängen allmählich zu immer höherer Form und größerer Mannigfaltigkeit aufsteigt. Das Kennzeichen aller Lebensentwicklung ist der stete Kampf aller Lebewesen mit der Umwelt und nur die Formen bleiben erhalten, die der Umwelt am besten standhalten; der Kampf ums Dasein bedingt eine natürliche Auswahl geeigneter Formen und ist die Ursache eines allmählichen Umwandlungsprozesses. Darwins Werk erfährt heftigen Widerspruch, aber auch reiche Anerkennung, die Darwin selbst noch erlebte. Die große Mehrheit der Naturforscher hat sich hinter Darwin im Laufe der Zeit gestellt und die wertvollste Stütze erhielt die Darwinische Lehre durch das biogenetische Grundgesetz des großen deutschen Naturforschers Ernst Haeckel, nach dem die höheren Lebewesen im embryonalen Zustand die ganze Entwicklung ihrer Stammes-



Charles Darwin

vorfahren durchlaufen sollen. Darwins Leben war von steter Forschungsarbeit erfüllt, er starb 73 Jahre alt und ist als einer der größten Söhne Englands neben Newton und den anderen Großen des englischen Volkes in der Westminster-Abtei in London beigesetzt. Ein besonders schönes Denkmal für ihn ist die große Halle des Naturhistorischen Museums in London, wo ein großes Marmorbildwerk ihn sitzend zeigt inmitten der reichen Ausstellung der Pflanzen- und Tierwelt, deren wunderbare und mannigfaltige Formen er uns gelehrt hat, in ganz neuen Zusammenhängen zu betrachten. Dr. R. Springner-Heidelberg.

Theater und Musik

Badisches Landestheater

Es soll mal einer sagen, die Karlsruhe erchten ihre deutschen Meister nicht! Die Moränenfeier zu Wilhelm Buschs 100. Geburtstag machte ein ausverkauftes Haus, was man von der fürstlichen Veranstaltung zu Ehren des jungen Goethe nicht sagen konnte. Mit der von Joseph Keilberth besetztem dargebotenen netzlichen Ouvertüre zu „Abu Hassan“ von Weber fand das Ganze eine charakteristische Einleitung. Die Ansprache hielt Herr Inten-

dant Dr. Hagemann mit rühmender Sachkenntnis und einer tüchtigen Dosis Humor, die man gerade bei diesem Anlaß nicht vermissen möchte. Freilich unterließ Herr Hagemann nach unserem Geschmack etwas zu sehr die Harmlosigkeit dieses Vortrags deutscher Bistrotalität. Der Scharfzügel findet in Busch einen recht laßigen Gesellschafts- und Zeitkritiker, wie das die sozialistische Presse (auch die Museen des Volksfreunds) richtig zum Ausdruck brachte. Es ist auch nicht ganz so, wie Hagemann meint, daß niemand von den Angegriffenen sich verletzt fühlen könnte. Der „Pater Bifucius“, mit dem Busch sich zum Schildknappen des künftigen Kaiserlichen Bismarck verirrte, die „Brombeere Helene“ und anderen Dinge entbehren eines empfindlichen Stachelns nicht. Von den Philistern beklagt sich freilich nie einer, weil keiner dazu gehören will, sich also nicht getroffen zu fühlen braucht. Es ist gewißlich so, daß das Bößchen den Teufel nie spürt, und wenn er sie beim Fragen hätte.

Den Reigen der Darbietungen aus Buschs Werken eröffnete Herr Söder, leider in einer Weise, die nicht recht befriedigen konnte. Söder tat Busch, dem parodistischen Sänger der „erhabenen Plattbeuten“, die Ehre an, ihn lehrlos zu rezitieren, anstatt jene gemollte, durch Zusammenfall von Versfuß und Wortfuß erzeugte Einformigkeit der rhapsodischen Bewegung, die jeder Leser sofort fühlt, deutlich werden zu lassen. Dieser schaukelnde Tonfall der Trochäen bildet eine ideellisch Buschsche Eigenheit und einen besonderen Reiz seiner komischen Diktion. Das kam alles besser zur Geltung im Munde Paul Müllers, der die Ehestandskomödie von Herrn und Frau Knopp mit Lichtbildern köstlich wiedergab. Und ebenso in der sein arrangierten Wiedererlebens, bei der die Herren v. d. Trend, Prüter, Hans Müller und Josef Sonntag mit den Damen Marie Genter und Mona Seiling in künstlerisch abgestimmtem Vortrag von Buschs Humorpfeifen weiterleiteten. In der Schlussnummer sangen Elie Planz und Efriede Haberkorn den 1. Streich von Max und Moritz zu einer musikalischen Unterhaltung, die C. W. Lorenz mit viel Wis aus der zeitgenössischen Musikliteratur zusammengeknüpelt hatte. Die Veranstaltung ersetzte allseitige Befriedigung. M.

Konzerte

Bratschenabend Bauer-Matthes. In das Programm seines Bratschenabends hat Georg Valentin Bauer aus der ena begrenzten Literatur, die für dieses Saiteninstrument vorhanden ist, alte und neue Werke aufgenommen. Von den kriegsähnlichen Passagen der Viola d'amore bekam man ein Werk zu hören, das kurz und gedungen, leicht ansprechend, nicht sonderlich ideenreich einen Blick in die Kammermusikwelt des beginnenden 18. Jahrhunderts gestattet. Es folgte eine Sonate des überaus fleißigen und viel gereiften Karl Ditters von Dittersdorf, der sein läublerlich nach alter Meisterweise Takt neben Takt setzte. Dann wird ein Jahrhundert überbrungen und ein neues Opus von Günter Raphael hervorgehoben, dem es, wie seine Solo-Bratschen Sonate zeigt, dieses Saiteninstrument besonders angetan hat. Sein Opus 18 weist impressionistischen Charakter auf. In der alten dreijährigen Sonatenform trat sich ein neuer Geist. Mancherlei allfällige Einfälle kommen zum Vorschein und deutlich spürt man, daß Günter Raphael genau weiß, was der Bratsche kommt. In seinem Jugendwerk der D-Dur Bratschen Sonate wandelt Paul Tuon noch Brahms'sche Wege. Sie führen aber nicht auf des großen Meisters leichte Höhen, sondern bleiben auf der glatten Ebene. Trotzdem kann man sich an der Tuon'schen Kantilene freuen, vor allem als Bratschist, denn sein Opus eignet sich zum Vortrag, da es leicht eingängig ist. Der Abend — Dora Matthes sah am Flügel — hat starke künstlerische Eindrücke vermittelt. Die beiden Künstler sind vorzüglich aufeinander abgestimmt. Es fiel vor allem die Ausgeglichenheit und seine dynamische Abwägung von Klavier und Bratsche auf. Bei der Interpretation der modernen Werke trat die einzige richtige harmonische, gegenseitige Einordnung der Instrumente zutage. Georg Bauer wußte durch eine schöne Belebung des Tones, die ihm kein Instrument erleichterte, seine Zuhörerschaft zu begeistern. Dora Matthes unterstützte ihn dabei durch ihr weiches leichtfüßiges Spiel.

Die Abenteuer eines Weltpions

11

Aus den Papieren eines hohen Aristokraten
ausgewählt von Roggers Snowden
Tagblattbibliothek, Steyermühlverlag, Wien I, Wollzeile 20

Meinen eigentlichen Beruf hatte ich während dieser Zeit nicht ausüben können. Man hatte mir keine Mission zugewiesen, denn der „Intelligence Service“ hatte vordem keine Lust, für die Franzosen in ihrem eigenen Lande zu arbeiten. Aber damit will ich nicht sagen, daß ich nicht sozusagen auf eigene Faust meine Vorbereitungen für später getroffen hätte. Ich war mit dem zweiten Bureau in beständiger Fühlung und konnte auf diese Art vieles erfahren, das mir späterhin sehr nützlich werden sollte.

Aber ich mußte mich trotz meinen Gefühlen hüten, irgend etwas zu unternehmen, um mit den Deutschen in Verbindung zu treten. Paris schien von den Angehörigen der Mittelmächte gefäubert zu sein. Natürlich konnte ich mich bald überzeugen, daß dies nicht ganz der Wahrheit entsprach. In Wirklichkeit gab es sehr viele Deutsche und Österreicher, die unter neutrale Flagge in Paris geblieben waren und dort ihre Beobachtungen machten. Ein so weitverbreitetes Nachrichtensystem, wie es das deutsche war, konnte man nicht über Nacht mit Stumpf und Stiel ausrufen. Es gab vier große Mittelpunkte in Europa, in denen die Nachrichten aus dem feindlichen Lager zusammenströmten: Antwerpen, Brüssel, Wien und San Sebastian in Spanien. Und diese vier Zentralen arbeiteten fieberhaft.

In Paris wurde ich, während ich mich in einer Kanzlei des Kapitäns Tracet befand, Zeuge einer seltsamen Szene, die mir bewies, daß man der Geschicklichkeit der deutschen Espione vollstes Lob zollen muß. Der Kapitän verhörte den ersten Geiger eines Zigeunersorchester vom Montmartre. Er nannte sich Jolian Popescu und behauptete Rumäne zu sein. Er war durch eine Tänzerin vom Montmartre denunziert worden, die auslachte, daß er ein Espion sei und von einem Schweizer regelmäßig Geldvorschuße bekomme. Da Jolian Popescu nur äußerst mangelhaft Französisch sprach, wurde er von einem französischen Dolmetscher, der die Leutnantsuniform trug und als Sekretär des Kapitäns fungierte, in deutscher Sprache verhört. Ich muß gestehen, daß Angeltagter und Dolmetsch die Sprache mangelhaft beherrschten. Das Verhör war übrigens ohne jegliches Interesse.

Nach einer Weile wurde der Kapitän zum Telephon gerufen, das sich in einem anderen Zimmer befand. Ich blieb allein in der Kanzlei und trat zum Fenster, aber wie sehr erstaunte ich, als ich den Dolmetsch auf unartig heftig sagen hörte (ich segnete in diesem Augenblick die schöne Jolka in Berlin, die mir seinerzeit das Ungarische beigebracht hatte):

„Du bist ein Dummkopf... wenn du derart stupide Antworten gibst, wird man dich erschießen! Du mußt sagen, daß du Geld von einem Deutschen erhalten hast, der dich in Paris verwenden wollte, daß du aber ein Freund Frankreichs bist und nicht gegen die Franzosen arbeiten willst. Man wird dich dann in ein Konzentrationslager schicken... Hast du verstanden, Joliot?“

Da der Kapitän in diesem Augenblick zurückkam, konnte ich mich umdrehen und warf einen Blick auf den Angeltagter. Sein Gesicht drückte hilflose Verblüffung aus. Was den Dolmetsch betrifft, so schrie er mit unbewegtem Gesicht weiter, als wäre gar nichts vorgefallen.

Ich erkundigte mich einige Tage später nach dem Gesichte des Geigers und erfuhr, daß er nach Chateaufort in das Konzentrationslager geschickt worden war. Ich hüte mich aber, auch nach dem Dolmetsch Erkundigungen einzuziehen, denn ich war überzeugt, daß er ein Ungar war, er es verstanden hatte, mitten im französischen Kriegsministerium einen Dienst zu erhalten! Diese Geschicklichkeit war alles Lobes wert und verdiente eine Discretion, die zu bewahren ich mir angelegen sein ließ.

In London sollte mir ein Abenteuer bevorstehen, das mir anfänglich sehr unangenehm war. Ich wurde verhaftet! Und das kam so:

Ich hatte mir einen Tag der Ruhe beschaffen wollen und hatte meine Offiziersuniform mit dem Zivilanzug vertauscht, um unauffällig in London bummeln zu können.

Dabei kam ich in das Lemsjeviertel und verirrte mich in eine ziemlich verwahrloste aussehende Gasse, als sich mir ein Herr näherte:

„Wer sind Sie? Welche Beschäftigung üben Sie aus?“
Ich gestehe, daß mich beide Fragen ziemlich verblüfften, und der Leser kann sich denken, daß ich gerade auf diese zwei Fragen keine Antwort geben wollte.

„Mit welchem Rechte halten Sie mich hier an?“ erwiderte ich ziemlich schroff. „Hat ein englischer Bürger nicht mehr das Recht, in London spazieren zu gehen?“

„Das schon... aber er muß beweisen, daß er ein Engländer ist! Haben Sie Ihre Papiere bei sich? Nein? Dann wollen Sie mir folgen!“

Und er führte mich aufs Polizeikommissariat. Ich wußte, daß man in England keinen Späß verfebt, wenn man sich der Polizei widersetzt, und ich benahm mich deshalb sehr würdevoll und ruhig. Man ließ mich einige Stunden in einer Einzelzelle warten, dann wurde ich dem Inspektor vorgeführt.

„Wer sind Sie?“
„Darüber wird Ihnen der Captain Robinson Auskunft geben!“
„Ich kenne den Captain Robinson nicht“, sagte er erstaunt.
Ich bente mich zu seinem Ohr und flüsterte ihm zu:
„Captain Robinson vom „Intelligence Service“.“
„Ah so, ich werde ihn telephonisch anrufen.“
Als er nach dem Hörer griff, setzte ich hinzu:
„Sagen Sie, daß man Mr. Lansdale aus New York verhaftet hat!“

Als der Inspektor die Verbindung erhalten hatte, richtete er meinen Auftrag aus, horchte dann eine Weile und sagte lächelnd:
„Captain Robinson wird in einer halben Stunde hier sein... hoffentlich ist das Ganze ein Jertum! Wollen Sie inzwischen in der Kanzlei meines Sekretärs warten. Me... Lansdale?“

In der Tat stellte sich Captain Robinson bald ein und befreite mich aus meiner unangenehmen Lage. Als wir im Auto nach Downing Street fuhren, erklärte er mir lächelnd die Ursache dieses „Mißgeschiffes“.

Man hatte bei Ausbruch des Krieges London zur Ueberwachung in eine Menge kleinerer Zonen eingeteilt. Jede Zone stand unter der Aufsicht eines einseitigen Angestellten von Downing Street, dem eine Anzahl erfahrener Mitarbeiter zugefellt wurden, und diese waren wiederum Zivilpersonen an, die als Angeber dienten.

So kam es, daß in diese Zone kein Fremder eindringen konnte, ohne nicht oft am selben Tage ausgeforscht zu werden. Oft kam es vor, daß der „Intelligence Service“ seine eigenen Agenten in irgendeiner Verkleidung, mit falschen Papieren ausgestattet, in die Zone schickte, um eine Probe aufs Exempel vorzunehmen. Wenn dann dieser Agent verhaftet wurde, erhielt der Zonenkommandant eine Belohnung.

Ich will hier eine Geschichte einschalten, die ich in der Folge von Captain Robinson selbst hörte und die beweist, mit welcher Geschicklichkeit die Engländer arbeiteten.

Es gab damals in London natürlich ebenfalls noch viele deutsche Espäher, aber sie gaben sich alle als Neutrale aus, als Schweizer und Holländer vor allem. Sie bedienten sich für ihre Mitteilungen der Annoncencubrik der Zeitungen, und es war nur ganz natürlich, daß die Engländer vor allem jene Zeitungen zurückhielten, die von privater Seite nach Holland adressiert waren.

Alle diese Zeitungen wurden chemisch untersucht. Eines Tages fand man auf einem Exemplar der Times im Annoncenteil eine Stelle am Rande, die offenbar mit sogenannter Sympathietinte beschrieben war. Man wendete verschiedene Prozeduren an und hatte endlich die Benutzungsart, die Zahl 211 erscheinen zu sehen gefolgt von einigen Arabesken, die man aber nicht entziffern konnte.

Drei Tage später wurde in einer Londoner Vorstadt ein Holländer verhaftet, den man schon früher im Verdacht hatte, ein Espion zu sein, und der namhafte Cummen aus Holland erhalten hatte (Fortsetzung folgt.)